

A woman with dark hair, wearing a bright pink long-sleeved shirt, dark blue jeans, and green boots, is sitting on a large, dark brown tree stump in a field. She is leaning forward with her right hand resting on her chin, looking thoughtfully towards the camera. The background is a blurred landscape of green trees and a field of tall, dry grass under a clear sky.

Zu jung für die Rente, zu alt für den Job?

Marion Hahnfeldt (49) arbeitet seit beinahe drei Jahrzehnten im Journalismus. Und während die Lokalredakteurin aus Lübeck früher ziemlich genau wusste, was sie wollte oder sollen sollte, fragt sie sich heute, was kommt und was bleibt – wie viele in ihrer Generation. Ein Von-der-Seele-schreib-Text, der auch ein bisschen Mut machen will.

Mein Lieblingszitat der vergangenen Wochen? „Wir haben Sie niemals beauftragt, kostenpflichtig für uns zu arbeiten.“ Ein Satz, geschrieben vom Chef eines Special-Interest-Verlags – als Reaktion auf meine Rechnung.

Text bestellt, Text gedruckt. Der Rest: Verdrängung?

Das also ist die schöne neue Welt des freien Journalismus. Davor haben die Kollegen gewarnt. Den festen Vertrag aufgeben? In dieser Zeit? Bist du wahnsinnig?

Das ist übertrieben, und wirklich mutig bin ich auch nicht. Was aber tun, wenn der eigene Job plötzlich nicht mehr existiert? Wenn der Verlag plötzlich andere Vorstellungen von dem hat, was die eigene Zukunft betrifft? Dann geht man entweder mit sich in Klausur oder in die Depression. Vorher aber beginnt man zu rechnen, was am Ende dann wieder aufs Gleiche hinausläuft. Altersteilzeit fällt schon mal aus: zu jung (!) – tatsächlich, hört man auch nicht mehr alle Tage. Bleiben grob überschlagen bis zur Rente 15, vielleicht 20 Jahre. Was einerseits gut ist – ein Puffer nach hinten raus beruhigt enorm –, andererseits: die nächsten Jahre so weiter, immer weiter mit einer Arbeit, die, sagen wir mal, sich eher von dem entfernt, was man sich einst erhoffte. Tarifbezahlt, ja; fester Vertrag, ja; Erfüllung? Glück? Das sind so die Fragen.

Und alle jammern

Es soll Kollegen geben, die haben in der Schublade ein Maßband liegen. Mich persönlich frustriert das. Tage runterzählen, das Ende herbeisehnen. Es kommt, so oder so, allein das ist ein Grund zum Heulen. Die Stimmung jedenfalls ist im Eimer, und damit verrät man kein Geheimnis. Die einen klagen, weil sie mies bezahlt werden für einen Sack voll Arbeit, der nicht zu schultern ist. Die anderen klagen, weil sie halbwegs mies bezahlt werden für eine Arbeit unter hohem Arbeitsdruck und/oder ohne Anerkennung – und am Ende klagen alle, weil früher eh alles besser war, selbst die Zukunft.

Schlecht ist die Stimmung bei den über 50-Jährigen, aber noch schlechter ist sie bei den 40- und 50-Jährigen, sagt die Gewerkschaft, der Journalistenver-

band Schleswig-Holstein. Und schlecht sei sie auch bei den Jungen, weil, die müssen das alles noch ausbaden mit ihren oft mickrigen Gehältern. Es sei denn, es passiert, was DJV-Pressesprecher Hendrik Zörner glaubt zu erkennen: Dass es nämlich in zehn Jahren einen Bedarf an einsatzfreudigen und motivierten Journalisten geben wird, weil die Verlage ihre Redaktionen bis dahin zur Unterkante ausgedünnt haben. Und weil sich dann eine ganze Generation in den Ruhestand verabschiedet. Was wiederum eine Chance sei, wie er sagt, für junge Menschen und, ja, für den Journalismus im Allgemeinen und überhaupt. Rein rechnerisch werde ich von diesen goldenen Jahren wohl allenfalls noch etwas am Rande mitbekommen, es sei denn, medizinisch geht da noch was.

”

Dann kommt der 40. Geburtstag, der wird noch gefeiert, mit der 50 in der Nähe aber beginnen die Probleme. Nicht mehr jung, noch nicht ganz alt, man könnte, wenn man sollte, wenn man wollte, aber plötzlich fragt niemand mehr.

Nachgefragt bei einem, der es wissen muss. Medienfachmann Horst Röper. Der glaubt nicht an die Idee mit den goldenen Jahren. Er ist der Mann, der einst den Satz prägte, wonach der Journalismus nicht mehr erstrebenswert sei, und der deswegen warnte: „Ich rate allen, tut euch diesen Beruf nicht mehr an.“ Und auch wenn er diesen Satz heute nicht mehr wie damals 2013 in Dortmund vor Journalistikstudenten formulieren würde, von der Sache an sich geht Röper nicht ab. Es sei ja nichts besser geworden.

Vor ein paar Monaten etwa ist er auf einen Sprung beim *Kölner Stadt-Anzeiger* zu Besuch gewesen. Früher war er dort mal selbst beschäftigt. Er hat sich, er sagt es wörtlich, „erschreckt“. „Die Redaktion war damals eher üppig ausgestattet, heute sitzen am zentralen Newsdesk Pauschalisten.“ Also Leute,

die sich nicht mehr Redakteure nennen dürfen und auch nicht als Redakteure bezahlt werden. 3.000 Euro plus halbes Urlaubsgeld, halbes Weihnachtsgeld, und inzwischen hat der Verlag selbst das gestrichen.

Die anderen Zeiten

Als ich selbst vor 26 Jahren den Job antrat – und jetzt klinge ich tatsächlich wie ein Veteran –, waren bei uns im Haus, den *Lübecker Nachrichten*, noch etwa 120 Redakteure beschäftigt. Heute sind es 107, dann bald 70. Und selbst wenn nichts im Leben endgültig ist, absehbar wird sich daran kaum etwas ändern. Die Zeiten damals jedenfalls waren andere, Redaktionen wurden ausgebaut und aufgestockt, man fühlte sich sicher, man fühlte sich gebraucht, man dachte, es würde immer so weitergehen.

Denkste. Niemand ahnte, dass der Tag kommen wird, an dem die gesamte Branche kollektiv in eine Depression versinkt, man ist ja nur noch mit sich selbst beschäftigt.

Und hätte man mich damals gefragt, ich hätte mir nicht vorstellen können, irgendwann mal freiwillig auszuscheren und sei es auch nur zu dieser, meiner 3-Tage-fest-frei-Weichei-Variante, es gab ja keinen Grund. Erst Pauschalistin, dann Volontärin, dann Lokalredakteurin, dann Wechsel zur Weltspiegel-Seite, Blickpunkt-Ressortleiterin, Autorin, alles lief mehr oder weniger, und manchmal auch am Schnürchen. Und zum Jubiläum nach zehn oder 15 Jahren gab es eine goldene Uhr. Dann aber saßen die Autoren plötzlich in einer anderen Stadt, der Job war perdu, und es kam dieses Gefühl, es war kein Gutes.



FOTO: DUF-KERSTEN NEUSEN

„ Die gute Nachricht: Es fühlt sich gut an. Regisseurin der eigenen Zeit zu sein. Selbstbestimmt. Selbstverantwortung. Selbst sein. Leben macht Laune.

Nicht mehr gebraucht zu werden, ist das eine. Für sich selbst keinen Ausweg zu wissen, so ohne Plan B, das andere. Und mittendrin immer die Angst. Vor der Zukunft. Vor dem Kontostand. Vor der Rente. Vor der Leere. Vor der eigenen Courage. Mit zunehmenden Jahren mag man einiges dazu lernen, anderes, Wichtiges aber, bleibt auf der Strecke: Die Leichtigkeit etwa, in den Tag zu leben, das Selbstvertrauen, dass sich alles fügt, die Kompromisslosigkeit, anderen und sich selbst gegenüber. Und man fragt sich, wann das eigentlich alles aufgehört hat und das Wörtchen „wenn“ stattdessen die Führung fürs eigene Leben übernommen hat.. Wenn ich den Mut hätte, wenn die Rente nicht wär, wenn die Miete nicht wär, die Verpflichtung, die Eltern. Wenn, wenn, wenn. Wenn der Tod kommt, ist Sense.

Wo ist Plan B?

Ich denke, Verlage könnten an dieser Stimmung durchaus etwas ändern. Bettina Neitzel vom DJV in Schleswig-

„ Nicht mehr gebraucht zu werden, ist das eine. Für sich selbst keinen Ausweg zu wissen, so ohne Plan B, das andere.

Holstein sagt zum Beispiel, in den Verlagen würden von oben zwar ethische Regeln aufgestellt, das Ganze aber werde nicht vorgelebt. „Die Kollegen spüren das, es ist so ein latentes Misstrauen da.“ Auch Zörner, der DJV-Pressesprecher, weiß aus Gesprächen: „Viele Journalisten vermissen die Wertschätzung. Die erwarten ja gar nicht, dass man ihnen den roten Teppich ausrollt, aber das Gefühl, und darum handelt es sich, nur noch als teurer

Mitarbeiter im materiellen Sinne gesehen zu werden, ist nichts, was besonders motiviert.“

Wie weiter?

Die Sitten seien längst verfallen, sagt auch Röper, und wenn man jetzt den Eindruck hat, er würde nur meckern, täuscht das. Zu einer Krise gehört die Veränderung, nichts anderes meint Röper. „Dass Verlage Schwierigkeiten haben, wissen wir seit 2001“, sagt er. „Weniger Werbeeinnahmen, weniger Auflage, insofern ist die Kassenlage eine andere, Anpassungen sind nötig, keine Frage“. Nur, und jetzt kommt das große Aber: „Das Maß dieser Anpassung ist in vielen Fällen kontraproduktiv.“ Für ihn hat die Branche „ihr Image eingebüßt“. Dafür spreche auch das sinkende Interesse beim Nachwuchs. Der Riesenansturm auf Volontärsstellen bleibe inzwischen aus, und wenn überhaupt noch junge Menschen in den Beruf drängen würden, dann wären es – warum auch immer – Frauen. „Man muss schon Überzeugungstäter sein.“



FOTO: UUF-KERSTEN NEELSEN

Marion Hahnfeldt, Lokaljournalistin: „Einer der Sätze, die ich zuletzt am häufigsten gehört habe, lautet: Und wie läuft der Job, was machst du jetzt? Gute Frage.“

Und nun? Und vor allem: Wie weiter?

Beim Reporterforum 2014 in Hamburg war der Workshop mit dem Titel „Plan B – Wege aus dem Journalismus“ einer der besser besuchten, ich selbst saß auch drin. Es ging um den Verkauf von Olivenöl, und der Kollege, der dafür seinen Job als Autor quittiert hatte, schien zufrieden, er war eine Hoffnung für alle, jedenfalls hörten alle verdächtig genau zu, als wüsste er eine Lösung. Und vielleicht ist das ja das große Missverständnis. Dass es das eine Konzept für jeden und für alles gibt. Nichts ist garantiert im Leben, die Situation ist wie sie ist, und niemand, das will man jetzt mal unterstellen, hat sie sich ersehnt.

Wie die Ex – zu teuer im Unterhalt

Es ist ja so: Mit Anfang 20 lebt man wie man lebt, gerne in den Tag hinein, weitgehend ohne Sorgen, dann wird man, tick, tack, älter, man richtet sich ein, und das ist ja nicht das schlechteste. Dann kommt der 40. Geburtstag, der wird

noch gefeiert, mit der 50 in der Nähe aber beginnen die Probleme. Nicht mehr jung, noch nicht ganz alt, man könnte, wenn man sollte, wenn man wollte, aber plötzlich fragt niemand mehr. Man zieht den Kopf ein, man hält still, aus Verdruss, aus Angst, Angst essen Seele auf, das wird im Alter nicht besser. Man ist das Neutrum, das Plus in der 40, das Plus in der 50, ein Babyboomer, man ist das Grau unter den Arbeitnehmern. Man ist wie die Ex, zu teuer im Unterhalt.

Dabei ist für Pessimismus an sich gar kein Grund. Mag die Lebenszufriedenheit mit 40/50 ganz unten sein, wo unten ist, geht's jedoch immer auch bergauf. Krisen kommen, Krisen gehen, lehrt die Erfahrung. Außerdem: 50 ist das neue 40 ist das neue 30, steht in der Gala. Insofern: Am Ende relativiert sich alles. Das löst gleich mehrere Probleme.

Einer der Sätze, die ich zuletzt am häufigsten gehört habe, lautet: Und, wie läuft der Job, was machst du jetzt? Gute Frage.

Erstmal gucken, gucken, was

kommt. Und wenn nichts kommt, dann geht es anders weiter. Zunächst also drei Tage fest im Newsdesk als Produzentin zusammen mit lieben Kollegen, den Rest der Zeit als freie Autorin, aus freien Stücken, aus Lust am Schreiben.

Die gute Nachricht: Es fühlt sich gut an. Regisseurin der eigenen Zeit zu sein. Selbstbestimmt. Selbstverantwortlich. Selbst sein. Leben macht Laune.

Die schlechte? Es ist kein ganz einfacher Kampf. Schön wären angemessene Honorare. Wünschenswert wäre Fairness. Siehe oben.

Marion Hahnfeldt ist seit 26 Jahren bei den Lübecker Nachrichten festangestellt. Sie arbeitete in Australien, in Amsterdam. Berichtete von Atlanta bis nach New York und ging für drei Monate als Hallig-schreiberin auf Hooge. Sie mag Geschichten mit Respekt, Porträts auf Augenhöhe – und hofft, dass dieser Text nicht zu pessimistisch rüberkommt. ■